

## STANDORTBESTIMMUNGEN\*

Ein Traktat über die Frage nach dem Christlichen im Christentum anhand von drei Texten aus dem Roman »Die Brüder Karamasoff« von F. M. Dostojewski

Von Karl Ferdinand Müller †

Die Anfrage an unsere innere und äußere Existenz als Christen ist und bleibt, solange wir leben, ein ständiges nichtablösbares Thema unseres Nachdenkens und Handelns. Dabei geht es eben nicht nur um unser Innerstes vor Gott, sondern um die Glaubwürdigkeit, den Erweis und die Rechenschaft vor der Welt. Was ist es, was uns bedingt und bestimmt, unseren Standort ausmacht und uns zugleich in Bewegung hält? Die Anfrage an unser Leben ist die Frage nach dem Eigentlichen, dem Christlichen im Christentum. Sie ist eine Anfrage an unseren Glauben, unser Lieben und Hoffen und damit zugleich auch den Unglauben in uns. Die Anfrage ist eine Infragestellung, die unser ganzes Leben betrifft. Sie ist ein Angriff, ein ständiger Überfall in Gestalt bedrohender Herausforderungen.

Anders gefragt: Wenn Gott nicht tot ist, wie können wir mit unseren Ängsten, Verschuldungen, unfreiwilligen Verstrickungen und Schrecken in der Welt, die uns ständig mitschuldig und zu Verbündeten des Todes statt des Lebens machen, überleben? Oder noch einmal anders: Wie können wir das Vertrauen zu Gott immer wieder neu erlernen, das Durchhalten der Liebe realisieren und über den Leiden nicht einer hoffnungslosen Angst, Resignation und Freudlosigkeit verfallen? Ist nicht die Lebensangst eine unser ganzes Leben bedrohende Erfahrung mit dem Tode?

Die Anfrage an unser Leben aber ist damit eine Frage an unser Verhalten, und zwar den Mitmenschen gegenüber, den Verhältnissen und Umständen, die die Lebensangst schaffen und die Schuld entstehen lassen. Sie spitzt sich zu in der Frage nach Gott. Letztlich können Christen nur

\* Der Beitrag erschien zuerst in den »Württembergischen Blättern für Kirchenmusik«, Nov./Dez. 1973, S. 3–13. — Dr. Karl-Ferdinand Müller, geboren 1911 in Stettin, in den dreißiger Jahren Mitarbeiter in Dietrich Bonhoeffers Finckenwalder Predigerseminar, 1945 Pastor in Bad Schwartau, 1955 Direktor der Kirchenmusikschule in Hannover, 1972 Leiter der Arbeitsstelle für Gottesdienst und Kirchenmusik der Ev.-Luth. Landeskirche Hannover. Gestorben am 26. August 1974.

so fragen, weil sie gefragt sind, und diese Frage lautet: »Kain, wo ist dein Bruder Abel?«

Genug des Fragens. In den »Brüder Karamasoff« von Dostojewski gibt es eine Reihe von Texten, die diese Fragen so gegenwartsnah und erregend behandeln, daß sie in Erinnerung gebracht werden sollen, um daran einige Beobachtungen über das Christliche anzuknüpfen. Im Grunde handelt der ganze Roman von dieser einen Frage nach dem Christlichen im Christentum. Wie wird sie beantwortet? Es ist erstaunlich, wie der Dialog zwischen dem Christentum und dem Atheismus hier bereits in ganzer Breite entfaltet ist.

1. Wie Katerina Ossipowna die Frage nach Gott und dem Glauben und dem zukünftigen Leben stellt und der Staretz Sossima sie beantwortet.

»... das Glück, ja, das Glück – wo ist es? Wer kann von sich sagen, daß er glücklich sei? O, wenn Sie schon so gütig gewesen sind, uns heute nochmals Sie sehen zu lassen, so hören Sie denn auch alles, was ich Ihnen das vorige Mal nicht sagen konnte, was ich nicht zu sagen wagte, alles, worunter ich so lange, so lange schon leide! Ich leide, verzeihen Sie mir, ich leide ...« Und sie faltete in einer plötzlichen Aufwallung heißen Gefühls die Hände vor ihm.

»Worunter denn so besonders?«

»Ich leide ... unter meinem Unglauben ...«

»Unglauben an Gott?«

»O nein, nein, an so etwas wage ich nicht einmal zu denken. Aber das zukünftige Leben – das ist solch ein Rätsel! Und niemand, niemand kann genau auf die Frage antworten! Hören Sie mich an, Sie tiefer Kenner der Menschenseele; ich erhebe natürlich keinen Anspruch darauf, daß Sie meinen Worten vollen Glauben schenken, aber ich versichere Ihnen, daß ich jetzt nicht aus Leichtsinne rede. Sehen Sie, der Gedanke an das Leben nach dem Tode regt mich bis zum Schmerz auf, bis zum Schrecken, bis zum Entsetzen ... Und ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll, niemals habe ich gewagt ... Und sehen Sie, jetzt habe ich es doch gewagt, mich an Sie zu wenden ... O Gott, für was werden Sie mich nun halten!« Und sie rang die Hände.

»Beunruhigen Sie sich nicht wegen meiner Meinung«, entgegnete der Staretz. »Ich glaube durchaus an die Aufrichtigkeit Ihres Kummers.«

»O, wie dankbar ich Ihnen bin! Sehen Sie, ich schließe die Augen und denke: Wenn alle glauben, so – woher kommt das? Jetzt aber behauptet man, das sei zuerst nur aus der Furcht vor schreckenerregenden Naturerscheinungen gekommen, und all dieses Jenseitige gäb es überhaupt nicht. Wie nun, denke ich, ich habe geglaubt so lange ich lebe – und da sterbe ich nun, und plötzlich ist nichts da, und nur »Kletten wachsen auf meinem Grabe«, wie ich vor kurzem bei einem Schriftsteller las. Das ist doch entsetzlich! Wodurch aber den Glauben wiedergewinnen, wodurch? Und wissen Sie, ich habe eigentlich nur als ganz kleines Mädchen geglaubt, mechanisch, ohne etwas dabei zu denken ... Wodurch sich nun überzeugen? Ich bin zu Ihnen gekommen, um vor Ihnen niederzuknien und Sie zu fragen; denn wenn ich jetzt diese Gelegenheit unbenutzt

vorübergehen lasse, so wird mir doch in meinem ganzen Leben niemand mehr darauf Antwort geben. Womit nun beweisen, wodurch sich überzeugen? O, das ist ein zu großes Unglück! Ich stehe da und sehe, daß allen alles allerlei ist, oder fast allen, niemand denkt jetzt daran, nur ich allein kann das nicht mehr ertragen! Das bringt einen um! Es ist einfach tötend!«

»Zweifellos tötend! Doch beweisen läßt sich hierbei nichts, wohl aber kann man sich überzeugen.«

»Wie? Wodurch?«

»Durch die Erfahrung der werktätigen Liebe. Bemühen Sie sich, Ihre Nächsten tätig und unermüdlich zu lieben. In dem Maße, wie Sie in der Liebe fortschreiten, werden Sie sich auch vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit Ihrer Seele überzeugen. Wenn Sie aber in Ihrer Liebe zum Nächsten bis zur vollen Selbstverleugnung gekommen sind, dann werden Sie auch den vollen Glauben errungen haben, und dann wird sich kein Zweifel mehr in Ihre Seele einschleichen können. Das ist eine alterprobt Wahrheit.«<sup>1</sup>

Ein seelsorgerliches Gespräch und zugleich eine psychotherapeutische Fallstudie. Katerina Ossipowna leidet bis zur Selbstzerstörung an ihrem Unvermögen, zu glauben. Hinter der Frage nach dem zukünftigen Leben steht der Zweifel, ob es Gott wirklich gibt. Und dieser Zweifel hat sich zu einer alles bestimmenden Lebensangst ausgewachsen, die ihr Leben zu vernichten droht. So leidet sie am Leben, weil sie an Gott leidet; vom Tod ist dabei nicht die Rede. Aber natürlich ist er mitverpackt. So weiß sie sich ausgeliefert an das Nichts. Sie meint, ihre Krankheit zum Tode ist der Zweifel, das Unvermögen zu glauben. Was bleibt, ist das Entsetzen, der Schrecken und ein abgrundtiefer Schmerz. So kreist sie um sich und ihre Reflexionen und nimmt ahnungsvoll das Sterben als Dauerprozeß vorweg. Dadurch wird ihr Leben zur Hölle. Ja, wenn es Beweise gäbe! Aber es ist alles so unerträglich. »Das bringt einen um! Es ist einfach tötend!«

Und hier schaltet sich der Staretz ein. Er tadelt sie nicht und er widerspricht ihr nicht. Er sagt ihr vielmehr, daß sie auf einem guten Wege sei, denn er hat längst erkannt, daß die entscheidende Lebenswurzel bei allem keineswegs abgestorben ist, solange sich hinter dem Leiden das Fragen verbirgt. Denn solange ein Mensch so an Gott leidet, ist er ihm ganz nahe. Er sagt: »Beweisen läßt sich hier nichts, wohl aber kann man sich überzeugen.« Und zwar: »... durch die Erfahrung der werktätigen Liebe.« Damit stellt er die Weiche. Die Krankheit zum Tode ist, daß Katerina Ossipowna nicht lieben kann. Also Gotteserfahrung durch werktätige Liebe als Akt bedingungsloser Hingabe, das ist die Antwort Sossimas.

1 F. M. Dostojewski, Die Brüder Karamasoff .Th. Piper u. Co. Verlag, München 1968, S. 90, 91.

Es ist Sossima ernst: Gott hat sich so an die Liebe zum Menschen gebunden, daß er nur in der Liebe zu den Menschen erfahren werden kann, und zwar ohne dogmatische Prämissen oder Vorschußleistungen des Glaubens. Die Geheimnisse des Glaubens, das Ja zum Leben und damit auch ein neues Verhältnis zum Tode und darüber hinaus sollen nur den Liebenden erschlossen werden. Und selbst die kleinste, selbstlose Tat, die in der letzten Gottesferne und Verzweiflung an Gott geschieht, kann der Schlüssel zum Leben werden, wie wir noch sehen werden. Der Staretz hat erkannt, daß Katerina Ossipowna erst dann glücklich werden kann, wenn es gelingt, die Unglückliche aus dem Kerker ihrer selbst zu befreien und sich den Menschen zu öffnen, ohne Lob und Dankbarkeit zu erwarten. Als sie sich so demaskiert sieht, bricht sie in die Worte aus:

»Sie haben mich vernichtet! Erst jetzt, erst in diesem Augenblick, da Sie sprechen, begriff ich, daß ich wirklich nur Ihr Lob für meine Aufrichtigkeit erwartete, als ich Ihnen sagte, ich würde Undankbarkeit nicht ertragen können. Sie haben mich begriffen, und Sie haben mich mir selbst erklärt.«

»Sagen Sie das jetzt wirklich ganz aufrichtig? Nun, dann kann ich Ihnen sagen: jetzt, nach einem solchen Bekenntnis, glaube ich, daß Sie aufrichtig und im Herzen ein guter Mensch sind. Wenn Sie das Glück auch nicht erreichen sollten, so denken Sie daran, daß Sie auf einem guten Wege sind, und bemühen Sie sich, nicht von ihm abzuweichen. Die erste Bedingung ist: vermeiden Sie die Lüge, jede Lüge, die Lüge vor sich selbst ganz besonders. Geben Sie acht auf ihre Lüge und beobachten Sie sie in jeder Stunde, in jeder Minute. Desgleichen vermeiden Sie, Ekel zu empfinden vor anderen und vor sich selbst. Das, was Ihnen in Ihrem eigenen Innern schlecht erscheint, wird schon allein dadurch, daß Sie es in sich bemerken, geläutert. Meiden Sie die Furcht, obgleich Furcht nur die Folge jeder Lüge ist. Lassen Sie sich niemals durch Ihren eigenen Kleinmut vom Werben um Liebe abschrecken, sogar Ihre schlechten Handlungen in der Beziehung brauchen Sie nicht so sehr zu fürchten. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nichts Beruhigenderes sagen kann, denn die werktätige Liebe ist im Vergleich zur schwärmerischen Liebe etwas Grausames und Abschreckendes. Die schwärmerische Liebe lechzt nach einer schnellen Heldentat, die man in kurzer Zeit vollbringen kann, und zwar unbedingt so, daß alle sie beachten. Dabei kommt es tatsächlich so weit, daß man bereit ist, das Leben hinzugeben, wenn es nur nicht lange dauert, sondern schnell vollbracht ist, wie auf der Bühne, und alle es sehen und loben. Die werktätige Liebe dagegen, das ist Arbeit und Ausdauer, für einige sogar eine ganze Wissenschaft. Ich aber sage Ihnen, in derselben Minute, in der Sie sich mit Entsetzen gestehen, daß Sie sich trotz all ihrer Bestrebungen nicht nur dem Ziele nicht genähert, sondern sich von ihm anscheinend entfernt haben – in diesem Augenblick, das sage ich Ihnen voraus, werden Sie mit einemmal das Ziel erreichen und über sich klar die wunder-tätige Kraft des Herrn fühlen, die Kraft Gottes, der Sie immer geliebt hat und

Sie die ganze Zeit unsichtbar lenkt. – Verzeihen sie, daß ich nicht länger bei Ihnen bleiben kann, aber man erwartet mich. Auf Wiedersehen.«

Die Dame weinte.<sup>2</sup>

Damit bricht das Gespräch ab. Ist sie gerettet?

Auch Sossima ist an die Grenze seiner Möglichkeiten gelangt. Vielleicht ahnt die Verzweifelte von nun an, daß nur das Erlebnis der eigenen Grenze neue Wege zu erschließen vermag und der Weg in die Freiheit des Ich nur möglich ist durch die Zuwendung zum Du und zur Umwelt, also allein durch die werktätige Liebe einschließlich des Scheiterns. Die werktätige Liebe ist es, die Transzendenz eröffnet und zugleich Diesseitigkeit transzendiert. So also will Gott offenbar auf dem Plan sein. Wo das erfahren oder erahnt wird, ist er gegenwärtig. Gott ist also in der Liebe des Menschen zum Mitmenschen unterwegs. Das Sein in der Liebe ist ein Sein in Gott. Denn Gott selbst ist Liebe. Und wo das selbstlose Lieben ist, ist Gott. Liebe ist ein anderes Wort für Gott. Von Jesus von Nazareth ist in dem ganzen Gespräch nicht die Rede, aber der ganze johanneische Christus ist der Schlüssel, die Mitte.<sup>3</sup>

Weder die Ossipowna noch der Staretz leugnen in diesem Augenblick, daß jedes menschliche Leben auch über den Tod hinaus eine Zukunft hat, sonst gäbe es keine Hoffnung. Aber während die Ossipowna die Ewigkeit als Bedrohung oder als auf das irdische Leben aufgesetzt versteht, ist sie für den Staretz der unabweisbare Schritt in die Freiheit, die ihren Sitz bereits im irdischen Leben hat. Die Akzente werden also von Sossima anders gesetzt. Das, was wir Leben nennen, ist eine Einheit, und diese ist unteilbar. Auch daran kann das totale Sterben nichts ändern. Der Tod setzt lediglich eine Zäsur, er macht Veränderung deutlich und signalisiert ein »Anderes«. Für Todes und Ewigkeitsmetaphysik sowie alle Spekulationen über das Wie des Jenseits ist allerdings kein Raum frei. Sossima redet nicht über den Tod, sondern wider den Tod. Er redet nicht über das zukünftige Leben, sondern macht sich zum Advokaten für das diesseitige Leben, gerade weil er Gott gegenwärtig und damit die Zukunft

2 Dostojewski, S. 94.

3 Zur Frage nach Gott: D. Sölle, Stellvertretung. Ein Kapitel, Theologie nach dem »Tode Gottes«, 1965. H. Zahrnt, Die Sache mit Gott. Die protestantische Theologie im 20. Jahrhundert. 1966. G. Otto, Vernunft. 1970, S. 61 ff. H. Gollwitzer, Krummes Holz – aufrechter Gang. Zur Frage nach dem Sinn des Lebens. 1971. H. Ott, Gott. 1971.

W. Pannenberg, Gottesgedanke und menschliche Freiheit. 1972. Und: Grundfragen systematischer Theologie. 1967.

Im Hinblick auf den Gottesdienst: K. F. Müller, Gottesdienst und Öffentlichkeit. Zur Frage der Kommunikation des Evangeliums heute. In: Lutherische Monatshefte, 1971, Heft 12, S. 648–654.

eingebrochen weiß. Seine Lebenshilfe für die Ossipowna ist nicht auf Vertröstung und illusionäre Hoffnungen abgestellt, auf Ergebenheit und Fügung in das Unvermeidliche, sondern auf Hingabe und Einsatz im Diesseitigen ausgerichtet.

Wer aus der Forderung nach werktätiger Liebe eine Gesetzes- und Werkfrömmigkeit glaubt herauslesen zu können, hat das, was Sossima unter der »werktätigen Liebe« meint, nicht verstanden. Immer bleibt der Mensch der Beschenkte und gerade das Erlebnis der Grenze die offene Tür in die Freiheit. Und wo dem Menschen im Erlebnis seiner Grenze bewußt wird, daß er weiterleben darf, erfährt er das, was die Liebe Gnade nennt. Der Weg dahin aber ist der der werktätigen Liebe unter Anstrengung, Tränen, Schweiß und Hingabe, ein Stück Lebensarbeit ohne Anspruch. So bleibt die Gnade immer Geschenk, aber sie ist sehr teuer. Das Erlebnis des Ja Gottes ist ein ständiger Kampf um das »Dennoch« und das »Trotzdem«, indem die Annahme des Widersprüchlichen zwischen Glaube und Vernunft abverlangt wird. So will Gott erfahren und das Glauben erlernt werden durch die werktätige Liebe. Es soll nicht in Frage gestellt werden, daß die Werke auch eine Frucht des Glaubens sein können, aber ebenso unbestritten muß auch sein, daß durch werktätige Liebe Glaube und Vertrauen neu erlernt werden und zuwachsen können. Und das ist das Problem, mit dem wir heute konfrontiert sind. Das Christliche ist immer eine Gratwanderung, von der der Mensch nie vorher weiß, wie sie endet. Aber sie ist ein wunderbares Erlebnis von Freiheit, die sich in der Liebe verwirklicht, und zwar in der werktätigen Liebe, weil allein diese Liebe den Unglauben und die Hoffnungslosigkeit zu überwinden vermag.

Wer mit der werktätigen Liebe lebt, dem wird Gott ein anderer. Aus dem richtenden Gott, der Generationen mehr das Fürchten als das Lieben gelehrt hat, ist durch Jesus Christus der Liebende geworden.

Von dort aber noch einmal zurück zu der Frage nach dem zukünftigen Leben. Wie wir sahen, bekommt mit der Gottese Erfahrung in der werktätigen Liebe die Sache mit der Ewigkeit nicht nur einen anderen Akzent, sondern auch ein anderes Gesicht. Zwar wird durch den Tod das irdische Leben samt Seele und Leib total zerstört. Wenn aber das einzige, was unangreifbar ist, die Liebe ist, dann ist sie über ihren Eigenwert hinaus ein Unterpand für ein Leben, das nicht mehr zerstörbar ist. Das meinen die Berichte von der Auferstehung, oder daß kein Geschrei, Leid, Krieg, Not und Tod mehr sein werden. Deshalb reflektiert die Bibel auch nicht über den Tod, sondern redet überall gegen den Tod. Und wer meint, daß mit dem Tode das Leben im Nichts verloschen ist, muß erst die Liebe umbringen. In dem Augenblick aber wird es eine Revolution der Hoffnung geben.

Wo vom Tod die Rede ist, muß auch von den Toten gesprochen werden. Wir wissen nichts über die Toten, als was uns die Liebe sagt und was von der Liebe gilt. Vergessen wir doch nicht, daß unser Erlebnis mit dem Tod ein ganz und gar relatives und nur die eine Seite dieser Wirklichkeit ist, die wir Tod nennen. Denn es sieht so aus, als ob der Tod uns nur als Larve begegnet. Wissen die Toten denn überhaupt, daß sie gestorben sind? Lassen wir es bei dem eindrucksvollen Wort von Eugen Kogon: »Der Tod ist nach der Verpuppung ein Ausschlüpfvorgang in unnennbare Freiheit.«<sup>4</sup>

Die Frage nach dem zukünftigen Leben ist die Frage nach dem irdischen diesseitigen Leben, denn die Entscheidungen fallen hier im Diesseits. Alles andere ist Spekulation und Metaphysik, aber keine Absage an die Transzendenz. Nun hat das, was Dostojewski mit der werktätigen Liebe meint, gerade im Zusammenhang mit der Transzendenz bei einigen marxistischen Philosophen ein neues lebhaftes Interesse am Christentum gefunden. Ihr Verdienst ist, das auszusprechen und zur Diskussion zu stellen, was heute von unzähligen Menschen mitempfunden wird. Es geht darum, ob vom zukünftigen Leben »diesseitig« geredet werden kann, weil auch die Liebe, die irdische Liebe, Transzendenz eröffnet. Das hat der marxistische Philosoph Roger Geraudy jüngst folgendermaßen so formuliert:

»Vielleicht ist das ewige Leben dies: nicht etwa ein anderes Leben in Raum und Zeit, sondern eine bestimmte Qualität, Dichte oder Intensität des hiesigen Lebens, währenddessen die Liebe als die einzige Art, den Tod zu bekämpfen, erlebt werden kann.«

Und die Aufgabe, die das Evangelium zu erfüllen hat, ist die:

»Im Namen dieses Postulats (gemeint ist das der ›Transzendenz‹, der ›Relativität‹ und der ›Offenheit‹, der Verf.) haben die jungen Leute 1968 mit Entschiedenheit auf die Wände der alten Sorbonne geschrieben: ›Seien wir vernünftig, fordern wir das Unmögliche.‹ Sie hatten das klare Bewußtsein davon, daß es nichts Unvernünftigeres gibt als eine ängstliche Vernunft, das heißt eine positivistische Vernunft, welche die Grenzen des Gegebenen und der etablierten Ordnung nicht zu überschreiten wagt. Aus diesem Grund können, glaube ich, Revolution und Glaube sich nach Jahrhunderten des Antagonismus miteinander verbinden. Immer wenn die christliche Eschatologie ihre Spannkraft verlor, wenn sie aufhörte, ein Ferment der Erde und der Geschichte zu sein, um sich in die Gettos des Himmels und der Ewigkeit zurückzuziehen,

4 Ferner: E. Jünger, Tod. 1971.

Y. Spiegel, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung. 1973.

D. Sölle – H. Thielicke, Tod und Zukunftsgestaltung. In: Worauf ist Verlaß. Hrsg. im Auftrag der Leitung des Deutschen Evangelischen Kirchentages von F. R. Lorenz. 1973, S. 76–97.

hat die revolutionäre Hoffnung die Rolle eines Relais für die christliche Hoffnung übernommen.

Und ich glaube, es ist ein historisches Faktum, daß der Marxismus den Christen wieder beibringen mußte, sich der irdischen Zukunft zu widmen. Wenn eine zur Theodizee degenerierte Theologie sich damit zufrieden gibt, die Welt zu interpretieren, anstatt sie zu verändern, wenn die frohe Botschaft des Evangeliums als eine schon fertig verpackte Wahrheit und nicht als eine zu erfüllende Aufgabe präsentiert wird, wenn die Geschichte des Heils nicht mehr ein befreiendes Unternehmen ist, dann stehen sich, wie Jürgen Moltmann das in großartiger Weise gezeigt hat, »ein Christentum ohne geschichtliche Hoffnung und eine geschichtliche Hoffnung ohne Christentum« unglücklich gegenüber. Das Postulat der Hoffnung, mit dem man vielleicht die beiden Enden der Kette zusammenhalten kann, könnte man so formulieren: Der Mensch und die Gesellschaft sind eine zu erfüllende Aufgabe. Dieses Postulat läßt sich vielleicht mit dem Wesenselement des Glaubens an die Auferstehung Christi gleichsetzen.«<sup>5</sup>

Ein Versuch, von Gott »atheistisch« zu reden und von der Liebe als einer militanten Mündigkeitserklärung der Welt durch sich selbst? – Also keine Infragestellung des Stellenwertes der Liebe; auch keine Leugnung von Transzendenz, Verwandlung und Veränderung des Menschen und dieser Welt trennt Garaudy von Dostojewski und dem Christentum. Für beide Positionen ist auch der Weg der Liebe ein Weg. Für den Christen aber ein Weg, der immer nur scheinbar ohne Gott begangen wird, auf dem Gott immer verborgen mit auf dem Wege ist, ein Weg, der von Christus mitbesritten wird, nicht als imaginärer Begleiter, sondern im Mitmenschen – wer es auch immer sei –, auf dem das Antlitz Christi sich widerspiegelt, so daß dieser Mitmensch die Rolle von Stellvertretung als einer verliehenen, fremden, verborgenen übernimmt. Denn die Frage, von woher und wohin die Liebe fragt, muß die entscheidende bleiben, die den Standort bestimmt. Sie darf nicht verwischt werden; sie bleibt für den Christen mit dem Namen Jesus Christus von Nazareth verbunden. Was auf dem Weg der Liebe sich ereignet, ist wieder eine andere Sache, und darum geht es Dostojewski in seiner Antwort. Für den Christen bleibt der Weg der Liebe ein Weg, der nur scheinbar von Gott begangen wird, auf dem Gott aber verborgen mit auf dem Wege ist. So verstanden, ist die absichtslose Liebe immer vorlaufende Gnade.

Dieses »Aus-sich-selbst« stellt die Weiche. Was bisweilen sehr nahe beieinander zu sein scheint, wird durch das »Aus-sich-selbst« unüberbrückbar. Man kann hier nur stammeln. Man muß den Weg gehen.<sup>6</sup>

5 Roger Garaudy, Revolution als Akt des Glaubens: Eine marxistische Deutung der Hoffnung. In: Ev. Kommentare, 1973, Heft 6, S. 339–343.

6 Zum Thema Christentum und Marxismus sei u. a. auf folgende Literatur hingewiesen:

Auf dieser Linie wird die Diskussion um das Christliche im Christentum heute und in der nächsten Zeit liegen; sie hat erst begonnen. Aber zurück zu den »Brüder Karamasoff«, wo alle angeschnittenen Fragen in einer sehr tief sinnigen Legende noch einmal aufgenommen und weitergeführt werden.

2. Wie Gruschenka die Frage nach der Liebe mit der altrussischen Legende vom »Zwiebelchen« vertieft und ihr eine dramatische Zuspitzung gibt.

»Es lebte einmal ein altes Weib, das war sehr, sehr böse und starb. Diese Alte hatte in ihrem Leben keine einzige gute Tat vollbracht. Da kamen denn die Teufel, ergriffen sie und warfen sie in den Feuersee. Ihr Schutzengel aber stand da und dachte: Kann ich mich denn keiner einzigen guten Tat von ihr erinnern, um sie Gott mitzuteilen? Da fiel ihm etwas ein, und er sagte zu Gott: ›Sie hat einmal‹, sagte er, ›in ihrem Gemüsegärtchen ein Zwiebelchen herausgerissen und es einer Bettlerin geschenkt.‹ Und Gott antwortet ihm: ›Da nimm‹, sagte er, ›dieses selbe Zwiebelchen, und halte es ihr hin in den See, so daß sie es zu ergreifen vermag, und wenn du sie daran aus dem See herausziehen kannst, so möge sie ins Paradies eingehen, wenn aber das Pflänzchen abreißt, so soll sie bleiben, wo sie ist.‹ Der Engel lief zum Weibe und hielt ihr das Zwiebelchen hin: ›Hier‹, sagte er, ›faß an, wir wollen sehen, ob ich dich herausziehen kann!‹ Und er begann vorsichtig zu ziehen – und hatte sie beinahe schon ganz herausgezogen, aber da bemerkten es die anderen Sünder im See, und wie sie das sahen, klammerten sie sich alle an sie, damit man auch sie mit ihr zusammen herauszöge. Aber das Weib war böse, sehr böse und stieß sie mit den Füßen zurück und schrie: ›Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures!‹ Wie sie aber das ausgesprochen hatte, riß das kleine Pflänzchen entzwei. Und das Weib fiel in den Feuersee zurück und brennt dort noch bis auf den heutigen Tag. Der Engel aber weinte und ging davon.

So lautet die Legende, Aljoscha und ich haben sie Wort für Wort auswendig behalten, weil ich selbst dieses sehr, sehr böse Weib bin. Vor Rakitka prahlte ich, daß ich ein Zwiebelchen verschenkt hätte, aber dir sage ich etwas anderes: Ich habe in meinem ganzen Leben n u r ein Zwiebelchen verschenkt, und das ist die einzige gute Tat, die ich vollbracht habe.«<sup>7</sup>

Auch in dieser Geschichte geht es um die Liebe, die Verwirklichung und vor allem das Durchhalten der werktätigen Liebe. Es ist eine ergreifende Legende, die nicht bei der Fragestellung des einzelnen Individuums stehenbleibt, sondern einen Entwurf darstellt, der die Fragen nach dem gegenwärtigen Schicksal und der Zukunft der Menschheit und der Gesellschaft

Georg Lukacs, Marxismus und Stalinismus. 1970.

Erich Fromm, Die Kunst des Liebens. 1973.

M. Machovec, Jesus für Atheisten. 1973.

7 Dostojewski, S. 575 f.

sub specie aeternitatis ins Bewußtsein rückt. So hat diese Legende zeichenhafte Bedeutung und signalisiert Wirklichkeit in mythologischer Verkleidung. Deshalb ist sie als Kontext zu dem Gesamtproblem des Christlichen unentbehrlich.

Gruschenka erzählt diese Legende, weil sie sich in dem alten, bösen Weib wiedererkennt. Sie erzählt damit ihre Geschichte. Die Zuhörer dieser »Beichte« sind die Freunde Rakitin und Aljoscha. Wer ist dieses alte, böse Weib? Als sie sich in ihrer ganzen Verlorenheit vorfindet, ist es eine einzige, kleine, gute Tat, die ihr die Chance des Lebens nach dem Tode eröffnen soll. Sonst hat diese Alte nichts weiter aufzuweisen, aber diese Tat genügt Gott. Nur einer Prüfung soll die böse Frau sich noch einmal unterziehen. Sie soll dabei ganz stillhalten. Sie soll nur Vertrauen haben zu dem dünnen Wurzelfaden der Gnade, von dem sie nicht weiß, daß er unzerreißbar ist, solange sie sich dem Engel anvertraut.

Aber da geschieht das große Unglück. Als die Heerscharen der Sünder sich an das Zwiebelchen hängen, um mitgerettet zu werden, packt die Frau die Lebensangst, und diese Angst mischt sich mit der alten Bosheit ihres früheren Ichs. »Nur mich allein soll man herausziehen und nicht euch, es ist mein Zwiebelchen und nicht eures.« Sie stößt die Sünder von sich, und damit gehen alle verloren. Warum hat sie das getan?

Weil das Vertrauen sie verließ? Vielleicht hat sie es nie besessen oder gewußt, was Vertrauen auszurichten vermag. Weil sie nicht wußte, was Liebe ist? Vielleicht ist sie nie geliebt worden. Weil sie die Gemeinschaft mit den Sündern verachtete und im entscheidenden Augenblick vergaß, daß sie selbst Glied dieser Gesellschaft ist? Aber was wußte sie von Gemeinschaft, Solidarität? Hatte sie vergessen, daß ihr das Zwiebelchen ja gar nicht mehr gehörte? Hatte sie es nicht verschenkt? Sie hätte alle mitretten können. Nun hatte sie alle mit in die Verlorenheit gerissen. Nur wenn einer in der Liebe durchgehalten hätte, wäre unendliches Unglück von vielen abgewendet worden.

Und wer sind diese Sünder? Haben sie ihre Strafe nicht verdient? Was hatte sie zu Sündern gemacht, und wie steht es mit dem allen heute bei uns?

Man kann über die Sünde nicht abstrakt reden. Es gibt keine Sünde an sich. Sünde ist immer Vergehen am Mitmenschen und damit an Gott. Sie hat stets einen gesellschaftlichen Bezug. Es geht hier nicht darum, eine Sündenlehre zu entwickeln, sondern ein paar Fragen nach der Sünde und den Sündern zu stellen. Geht es z. B. an, die Sünde so gemeinhin als Unglauben zu definieren? Natürlich, es gibt Sünde und Sünder. Es gibt Schuld und Schuldner. Es gibt Menschen, die sie initiieren, und solche, die sie ausführen. Aber es gibt auch Sünder, die es nicht werden wollten.

Wieviel Menschen sind z. B. im Verlaufe der Geschichte unwissend oder unfreiwillig zu Sündern gemacht worden und werden bis auf den heutigen Tag gezwungen, um einer sogenannten »gerechten Sache« willen — sogar im Namen des Christentums — Kriege zu führen, zu morden, zu plündern, Bomben zu werfen, oder so ganz auf »friedlichem Wege« durch den Zwang weltlicher Rechtsvorstellungen und ökonomischer Machtverhältnisse zu Handlangern und Verbündeten des Todes zu werden, z. B. des Hungertodes. Und es gibt Sünder, die bewußt durch Verschweigen oder durch Versäumnisse und Verschleierungen große Sünde am Leben der Menschheit auf sich laden, z. B. durch Verseuchung der Erde. So gibt es freiwillige und befohlene Sünde und Sünder, erkannte und nicht-erkannte, gewollte und nicht-gewollte. Es gibt Millionen von Schattierungen, aber Sünde bleibt Sünde und Schuld bleibt Schuld. Wer könnte von sich sagen, daß er nicht zu diesen Heerscharen der Sünder gehörte? Und doch meinen wir, daß es Unterschiede zwischen denen, die Sünde veranlassen und denen, die darunter leiden, gibt, wie die Legende zeigt.

So reden wir von großen und kleinen Sündern, Hauptschuldigen und Nebenschuldigen. Indessen, wissen wir eigentlich, was wir alles so reden? Weil Sünde immer Tod wirkt, darum ist der Kampf wider die Sünde immer ein Kampf wider den Tod und jeder Sünder bleibt ein Komplize des Todes. Wer kann der Sünde entrinnen, und wie? Man sollte es sich nicht zu leicht machen, die Zusammenhänge von Tod und Sünde zu nivellieren. Sünden bleiben das Geläut des Todes. Und auch die Lebensangst und die Ohnmacht signalisieren das Schuldig-gebliebensein. Am Scheitern des alten bösen Weibes aber wird vollends deutlich, wie nur die Liebe retten kann, die die Fülle der Sünden zudeckt. Nicht die Sünde ist das eigentliche Problem, sondern wie geliebt werden kann, damit Sünde vergeben wird und überhaupt nicht erst entsteht. Widerstehen kann man der Sünde nur durch die Liebe. Dem geht aber voraus, daß die Sünde aufgedeckt werden muß. Wir werden auch das Kapitel über die Sünde in Zukunft noch mehrmals neu schreiben müssen. Und darin werden dann auch der Großinquisitor, Judas Ischarioth und die Christen und die Kirche vorkommen müssen.<sup>8</sup>

Es gibt Anzeichen, daß heute langsam durch die nicht mehr zu unterdrückende Lebensangst so etwas wie ein Weltgewissen entsteht, das sich in zunehmender Weltverantwortung und Solidarisierung zu erkennen gibt; Ansätze, die ein ganz neues Verstehen von Sünde wie ein fernes Wetterleuchten signalisieren. Hierzu gehören z. B. alle die aktiven Einsätze um den Frieden, wie aber auch die Arbeit der Männer vom Club

8 D. Sölle, Leiden. 1973.

of Rome.<sup>9</sup> Sollten diese Leute vom Club of Rome recht behalten, dann wird in absehbarer Zeit die Menschheit in Abständen furchtbaren Vernichtungen ausgeliefert sein. Es wird ein Machtkampf des Überlebens unter den Menschen unausbleiblich eintreten, in dem die Armen und Unterdrückten immer die Hauptbetroffenen sein werden, weil die Reichen und Mächtigen das Geld und die Waffen haben. So wie die verantwortlichen Männer der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft um diese Stunde bangen, sollten die Christen sich zugleich ernsthaft Gedanken darüber machen, welche Rolle sie in dieser Lage, d. h. heute, zu spielen haben, und was sie gegen die Selbstvernichtung der Menschheit und der Völker tun können.

So ist die Entwicklung der Menschheit auch eine Anfrage an die Kirchen. Stellen sie sich auf die Seite der Mächtigen, werden sie verderben, denn die Gesundung dieser Welt ist noch nie durch eine Allianz mit der Macht vorangetrieben worden, sondern nur durch Hilfe an den Armen. Nehmen sie sich der Armen und Unterdrückten an, werden sie sich rüsten müssen für ein Mitleiden und Mitteilen. Nur in der Solidarität mit der Armut können sie ihrem Auftrag gerechter werden. Die Besinnung auf das Kreuz und das Leben mit den Leiden der einzelnen und vielen unter dem Zeichen des Lebens wird allerdings nur als ein Leben von Sündern unter Sündern zu vollziehen sein. Neutralität gibt es nur für Pharisäer. Was die Christen dabei aber einzubringen haben, wird sich am Durchhalten der Liebe zeigen, die das Lebensopfer miteinschließt; nicht einer schwärmerischen, sondern einer »werktätigen« Liebe, keiner Liebesbeteuerung im Elfenbeinturm der Innerlichkeit und auch nicht mit den Mitteln der Gewalt, welcher Art auch immer, sondern der Liebe als einer unverfälschten Hingabe, die Arbeit ist, und dabei auf Jesus Christus schaut. Das meint die christliche Nachfolge.<sup>10</sup>

Nachfolge ist nichts anderes als ein Einüben in die werktätige Liebe. Und dabei wird erst die eigentliche Ursünde erfahren, nämlich die Ohn-

- 9 D. Maedows, Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. 1972.  
K. Lorenz, Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit. München 1973.
- 10 Zur Frage Christentum und Sozialismus:  
H. Grosse, Die Macht der Armen. Martin Luther King und der Kampf für die soziale Gerechtigkeit. 1971.  
H. Gollwitzer, Veränderung im Diesseits. Politische Predigten. 1973. Und: H. Gollwitzer, Krummes Holz ... S. 345–385.  
A. Schönherr, Im Sozialismus glauben lernen. Impulse aus der Theologie Bonhoeffers für Christen in der DDR. In: Ev. Kommentare, 1973, Heft 7, S. 392–396.

macht in der Liebe. Sie ist das eigentliche Gericht. Und das ist nach allem das Rätselhafteste, wenn es nicht Gnade gäbe. Und was ist dann Gnade? — Lieben dürfen, Weiter-Lieben dürfen, immer wieder aufs neue lieben müssen! Erst die Verweigerung dieser Gnade, das Zurückstoßen der ausgestreckten Hand Gottes ist der eigentliche Tod. Er ist dort, wo nicht mehr vergeben wird. Wo aber die werktätige, selbstlose Liebe ist, schließt sie das Vergeben mit ein. Sie wirkt nicht erst Vergebung, sondern ist Vergebung. So sind das Leben, die Liebe und das Vergeben eins. Das meint das Wort von der Auferstehung und das andere: »Stehe auf und wandle.«

3. Schließen aber soll dieser Traktat mit einem Wort über die Freude, jener Freude, die Aljoscha beim Anhören der Geschichte von der Hochzeit zu Kana am Sarge des verstorbenen Staretz Sossima überkam:<sup>11</sup>

»... »Und da es an Wein gebricht, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein...«, hörte Aljoscha ihn lesen.

»Ach ja, ich habe da etwas überhört, und wollte es doch nicht, ich liebe diese Stelle so. Die Hochzeit zu Kana, das erste Wunder ... Ach, dieses Wunder, dieses herrliche Wunder! Nicht das Leid, nein, die Freude der Menschen suchte Jesus auf, als er sein erstes Wunder vollbrachte, zur Freude verhalf er ihnen. »Wer die Menschen liebt, der liebt auch ihre Freude«, — das wiederholte der Verstorbene immer, diesen Ausspruch habe ich am häufigsten von ihm gehört ... Ohne Freude kann man nicht leben, sagte Mitja ... ja, Mitja ... Alles, was aufrichtig und schön ist, das ist voll von Allverzeihung und Vergebung: das hat auch wieder Er gesagt ...«

»... »Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht aber zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut...«

»Das tut ... Freude, Freude für die armen Menschen ...«

»Sein ganzes Leben lang, niemals, niemals konnte Aljoscha diesen Augenblick vergessen ... »Jemand hat in dieser Stunde meine Seele heimgesucht«, sagte er später in festem Glauben an diese seine Worte ...

Nach drei Tagen verließ er das Kloster, gehorsam den Worten seines verstorbenen Staretz, der ihm befohlen hatte, »in der Welt zu verweilen.«

Direktor Dr. Karl-Ferdinand Müller †,  
3 Hannover, Seelhorststr. 38